

Die Musealisierung der Arbeit

I. Walter Benjamin notierte in seinem „Passagenwerk“ die erstaunliche Beobachtung, daß die technologischen Inventionen des 19. Jahrhunderts keinen kulturellen Ausdruck gefunden haben. Die Glaspaläste der Weltausstellungen und die Eisenkonstruktionen der Bahnhöfe blieben selbstreferenzielle Fragmente des Industrialismus, der sich ansonsten einer weitschweifigen historisierenden Zitatensammlung verschrieb. Die antikisierende Formensprache der Architektur simuliert die Strenge der Vernunft und die Herrschaft der Tugenden, denen sich das Bürgertum verschrieben hatte, und die Orientalismen im Interieur schufen ein kontrolliertes Reservat für die verdrängte Sinnlichkeit.¹ So blieb es den politischen und kulturellen Oppositionen überlassen, eine „Industriekultur“ zu entwerfen, die sich mit den zurückliegenden homogenen und metaphysischen Kultursystemen messen konnte: Die Futuristen, der Funktionalismus in der Architektur und die moderne Arbeiterbewegung inthronisierten die industrielle Technik als universelle Lebensform.

Die Geschichtsschreibung der industriellen Arbeit ist lange Zeit dem Selbstverständnis der modernen Arbeiterbewegung gefolgt, das aus der Vision der Vergesellschaftung einer immer effizienteren Maschinerie und der Ausgrenzung der „Maschinenstürmer“ hervorging. „In der Tat“, meint dazu ein Verteidiger der „Luddisten“², „forderten die (...) [sozialistischen] Kritiker schließlich die

1 Walter Benjamin, Das Passagenwerk, Frankfurt am Main 1982.

2 David F. Noble, Maschinenstürmer oder Die komplizierten Beziehungen der Menschen zu ihren Maschinen, Berlin 1986, 20; in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts setzten sich englische Arbeiter gegen die Einführung von Maschinen zur Wehr, indem sie diese zerstörten. Nach ihrem fiktiven Anführer „Captain Ned Ludd“ wurden sie als „Luddisten“ bezeichnet. David F. Noble rehabilitiert diese Protestbewegung, die nicht gegen die Technologie an sich, sondern gegen sie als Herrschaftsform der Unternehmer gekämpft habe. In diesem

Kapitalisten mit der Begründung heraus, sie alleine seien die wahren Verfechter des technologischen Fortschritts, und der Kapitalismus würde die Entwicklung, die nur im Sozialismus möglich sei, aufhalten. So konnte Jack London ein halbes Jahrhundert später das sozialistische Glaubensbekenntnis in einem Lobgesang auf die Maschinerie zusammenfassen: „Laßt uns diese wundervollen Maschinen, die so effizient und billig produzieren, nicht zerstören. Laßt uns sie kontrollieren. Laßt uns profitieren von deren Effizienz und Billigkeit. Laßt uns sie selbst am Laufen halten. Das, meine Herrschaften, ist Sozialismus.“ Die Massenstreiks französischer und italienischer Fabrikarbeiter von 1968/69 stellten das Verständnis der „Moderne“ als spontane Koinzidenz von Rationalismus, Technik und Emanzipation erstmals praktisch in Frage, ehe noch die ökologische Krise die destruktive Wirkung des Produktionsphantasmas aufdeckte und die Städteplanung sich zum „Rückbau“ der funktionalistischen „Wohnmaschinen“ mit Dynamit gezwungen sah. Wilde Streiks ohne verhandelbare Ziele, exzessive Absenzen vom Arbeitsplatz, Sabotageakte desorganisierten ganze Industriezweige und verstörten die etablierten Gewerkschaften. Die neuen „Maschinenarbeiter“ teilten nicht mehr das industrielle Wertemuster der Facharbeiter, das von einer beruflichen Leistungsethik geprägt war und die Arbeit als zentrale identitätsbildende Tätigkeit betrachtete. Der Akzent in diesen Kämpfen verlagerte sich von der Befreiung in der Arbeit auf die Befreiung von der Arbeit. Eine reichhaltige Synthese der intellektuellen und praktischen Demontage des Industriesystems und der Arbeitsutopie, in der dieser Bruch von 1968/69 eine entscheidende Rolle spielt, hat vor kurzem André Gorz vorgelegt.³

Die „postindustrielle Gesellschaft“ ist nicht zuletzt ein Produkt dieser ersten großen Verweigerung gegenüber der Befreiungstheologie der Industriearbeit. Die Phänomene der Informatisierung und Automatisierung der Produktion folgen nicht einem abstrakten Gesetz technologischer Innovation, sondern auch der Zielsetzung einer Reorganisation der Herrschaft. André Gorz charakterisiert den vorangegangenen Lernprozeß als „Paradox des Produktionsrationalismus“: Die Misere der taylorisierten Arbeit kontrastierte immer stärker mit der Vorantreibung und Propagierung hedonistischer Konsumgüter – die „fordi-

Zusammenhang wird die Frage nach Alternativtechnologien, die Noble im Zusammenhang mit der Durchsetzung des großmaschinellen Fabrikswebstuhls gegenüber dem Pendelwebstuhl erwähnt, bedeutsam.

3 André Gorz, Kritik der ökonomischen Vernunft, Berlin 1989.

stische Utopie“⁴, eine optimale ökonomische Effizienz im Wege minimalisierter und sequentieller Arbeitsgänge mit materiellen und symbolischen Gratifikationen außerhalb der Arbeit zu kompensieren, hatte ihre Tragfähigkeit überzogen: „Das Arbeitsleben wurde zur Negation des Lebens außerhalb der Arbeit und umgekehrt. Das von der Konsumgesellschaft der Arbeit vorgesezte Ziel lag darin, nicht mehr zu arbeiten. Die Motivationen, die die funktionale Integration der Arbeiter sicherstellen sollten, motivierten die Ablehnung dieser Integration selbst: die Verweigerung der Arbeit.“⁵ Die Neuorganisation der Produktion nun ist bestrebt, die Arbeit wieder mit dem Wunsch nach sinnvollen Tätigkeiten zusammenzuführen.⁶

Die Strategie der (Wieder-)Versöhnung von Arbeit und Person hat unter dem Titel des „Postfordismus“ einige Bedeutung erlangt, insbesondere in den Formulierungen von Michael J. Poire und Charles F. Sabel. Die Absatzkrise für Güter der Massenproduktion, so Poire und Sabel, hat zur Umorientierung strategisch denkender Großunternehmen auf eine „flexible Spezialisierung“ und die Produktion für Marktnischen geführt. Die Kombination digitalisierter Produktionsabläufe mit der Herstellung von Spezialgütern, Gütern der Hochtechnologie oder hochwertigen, starken innovatorischen Schwankungen ausgesetzten Konsumgütern hat gemeinsam mit der Rekrutierung einer betriebsinternen neuqualifizierten und handwerklich orientierten Arbeiterschaft überraschende

4 Rudolf M. Lüscher kennzeichnet die auf Henry Ford zurückgehende Produktionsmethode mit vier Merkmalen: fortschreitende ingenieurs- und sozialwissenschaftliche Feingliederung menschlicher Tätigkeiten; Kontinuierung aller produktiven und reproduktiven Abläufe; Verkoppelung von (Massen-)Güterproduktion und (Massen-)Güterkonsum; Steuerung dieser Koppelung über die Stellgröße Lohn. Diese „Lohnorientierung“ der Arbeiterschaft stellt sich als fundamentale und langjährige Transformation eines „Sozialcharakters“ dar und keineswegs als „natürliche“ Eigenschaft. Vgl. Rudolf M. Lüscher, *Henry und die Krümelmonster. Versuch über den fordistischen Sozialcharakter*, Tübingen 1988.

5 Gorz, Kritik, wie Anm. 3, 92.

6 Auf der Grundlage der Robotik werden die repetitiven Arbeiten automatisiert und qualifizierte Arbeitsgänge kombiniert. „Polyvalente Arbeitsgruppen“ mit größeren autonomen Entscheidungsbereichen, höherer Kreativität und ständigen Fortbildungsmöglichkeiten sollen ein neues Berufsethos entstehen lassen. Die Arbeitsplatzgarantie für die nach Massenentlassungen, Umschulungen und Ausgliederung von Arbeitsgängen im Subkontraktsystem verbleibende Kernbelegschaft bildet die Basis eines postindustriellen betrieblichen Familialismus, der durch die Intensivierung der Ausgaben für die „corporate identity“ des Betriebes gestützt wird.

Erfolge erzielt. Unter der Bedingung regionaler Kooperation konnten so unterschiedliche Branchenunternehmen wie Stahlwerke, Chemiebetriebe, Textilunternehmen oder Werkzeugmaschinenbauer expandieren, nachdem sie erst die Struktur der „integralen Fabrik“ aufgelöst hatten. Die Strategie der „flexiblen Spezialisierung“ soll nach Poire und Sabel aber mehr bedeuten, als eine Unternehmenslinie: Mit der Requalifizierung der Arbeit auf der Grundlage von Residuen handwerklicher Produktion wird die soziale Utopie des Mutualismus wieder denkbar.⁷

Die „postfordistische“ Konzeption ist dem Vorwurf ausgesetzt, einer neuen Arbeiteraristokratie zu dienen – der Aristokratie jener, die überhaupt noch Arbeit haben. Eben gegen die „duale Gesellschaft“ von Garantierten und Marginalisierten, gegen die Etablierung einer Klassengesellschaft von Produzenten und Dienstboten, richtet sich das Buch von André Gorz in seinen strategischen Aspekten. Doch in die Kritik der politischen Implikationen des „Postfordismus“ sind anthropologische Modelle verwoben, die über die sozialisierende Funktion der industriellen Arbeit hinausweisen. Die Arbeit mit Informationen statt mit materiellen Produktionsfaktoren hat in den Plädoyers für den neuen Typus des „Prozeßarbeiters“ zur Revitalisierung der Arbeitsutopie geführt: die Überwindung der Arbeitsteilung, die Kontrolle über die Maschinerie und die Integration gesellschaftlicher Daten mit jenen des Produktionsprozesses scheinen jenen „ideellen Gesamtarbeiter“ hervorzubringen, der den Begründern des „wissenschaftlichen Sozialismus“ als souveräner Herrscher über Natur und Gesellschaft vorgeschwebt hat. Dem hält Gorz entgegen, daß die Arbeit mit Modellen und numerischen Symbolen nicht spontan einen gesellschaftlichen Sinn in die Tätigkeiten einführt, sondern tendenziell zur Eliminierung aller jener Orte und Praktiken gesellschaftlicher Sinnschöpfung führt, die sich nicht mathematisieren lassen. Das Produkt des Übergangs zur Prozeßarbeit ist demnach nicht die Wiedervereinigung von Arbeit und Leben, von universeller Produk-

7 Michael J. Poire u. Charles F. Sabel, Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft, Berlin 1985, 26 f. Die „flexible Spezialisierung“ beruht auf der Kombination von kleinbetrieblicher Produktion und Computerisierung, die eine rasche Umstellung auf neue Nachfrage und Marktlagen erlaubt, sowie der politisch abgestützten, regionalen Kooperation zwischen diesen Unternehmen. Das „postfordistische“ Konzept überspielt allerdings elegant seine Voraussetzungen: die Übertragung der fordistischen Arbeitsteilung auf globale Maßstäbe, innerhalb derer es sich als Enklave etabliert.

tion und Kreativität, wie dies das Marx'sche Konzept von der revolutionären Potenz der industriellen Maschinerie vorgesehen hat, sondern die metastatische Ausbreitung einer künstlichen Realität.

Im weiten Feld der „Philosophien der Neuen Technologien“ sind nun allerdings Entwicklungsmodelle entstanden, die das Phänomen der „Entfremdung“ (und damit die Idee der Emanzipation) überhaupt negieren. Die menschliche Arbeit, meint etwa Serge Moscovici, ist nicht nur Aneignung der Natur, sondern auch ihre Hervorbringung – bis hinein in die Produktion von Materie und biotischen Codes; sie bringt nicht nur Güter hervor, sondern im selben Verfahren auch Bedürfnisse und Denkweisen, die den unterschiedlichen technologischen Verfahren kongenial sind. Kulturen denken und beschreiben sich in analogen Kategorien ihrer natürlich-technologischen Grundlagen.⁸ Innerhalb dieser Evolutionstheorie der Arbeit läßt sich die Wandlung der Gesellschaft zum Designobjekt von Bioingenieuren mit Gleichmut vorwegdenken.

Das öffentliche Interesse an der Zukunft der Arbeit ist jenseits der geschichtsphilosophischen Spekulationen von der Sorge um den beschäftigungspolitischen Effekt der industriellen Modernisierungsprozesse und die destabilisierenden Auswirkungen der „postindustriellen“ Entwicklung geprägt. Darin überlagern sich politische, soziale und psychologische Bruchlinien: Politische Bruchlinien, die mit der Auflösung der traditionellen Klassenbindungen einhergehen. (Im „kalifornischen Modell“ der Informations- und Dienstleistungsgesellschaft diagnostizierte man schon in den 1970er Jahren den Zerfall einer homogenen und politisch stabilen Gesellschaft. Bürgerproteste, Subkulturen, missionarische Sekten und ultraradikale politische Kleingruppen begannen die politische Szene zu transformieren.) Soziale Bruchlinien, die aus dem Bedeutungsschwund der intermediären Organisationen folgen. (Binnen weniger Jahre mußten die traditionsreichen Gewerkschaften in Großbritannien, Frankreich und den USA Mitgliederverluste zwischen 20 und 50 Prozent hinnehmen.) Und psychologische Bruchlinien, die durch die Immaterialität von Produktion

⁸ Serge Moscovici, Versuch über die menschliche Geschichte der Natur, Frankfurt am Main 1982; dieses Argument gewinnt an Evidenz, wenn wir die laufenden Umdeutungen unserer zeitgenössischen Kultur in Korrespondenz zur Informatik betrachten. Das „Subjekt“ verschwindet hinter der Definition aller Lebens-, Denk- und selbst künstlerischen Prozesse als binärer Code. Radikal formuliert bedeutet dies: „Wir haben uns als Knotenpunkte eines Netzes anzusehen, durch dessen Fäden ... Informationen strömen.“ Vilém Flusser, Gedächtnisse, in: *Ars Electronica*, Hg., *Philosophien der neuen Technologie*, Berlin 1989, 52.

und Dienstleistungen verursacht werden. (Das bislang dominierende, taktil bestimmte Wahrnehmungsmodell von Arbeit und die als nicht formalisierbares „Basiswissen“ verbliebene Kompetenz in Produktion und Alltag wird durch Rechenoperationen, durch Algorithmen, verdrängt.)⁹ All dies begünstigt eine letzte große Synthetisierung der industriellen Arbeit, die als Retrospektive organisiert ist: Das Industriemuseum als Grabdenkmal der Arbeit.¹⁰

Die 1980er Jahre haben parallel zur Krise der traditionellen Industrien in Österreich (und der Bundesrepublik) eine wahre Konjunktur von Ausstellungen und Museumsgründungen rund um die industrielle Arbeitswelt mit sich gebracht.¹¹ Bei allen Unterschieden in Größe, Methodik, Präsentationsform

9 Zur Auflösung des traditionellen politischen Gefüges und der autoritativen Stellung von Regierung und Administration vgl. Todd R. La Porte u. Claire Abrams, Kalifornien als „postindustrielle Gesellschaft“, in: Lucian Kern, Hg., Probleme der postindustriellen Gesellschaft, Königstein/Ts. 1984, 114 ff; zur Krise der Gewerkschaften und den Versuchen, durch die Intensivierung von individuellen, aufstiegsorientierten Serviceleistungen Terrain rückzugewinnen, vgl. die Serie Gewerkschaften in der Krise, in: Die Zeit, Mai/Juni/Juli 1986; die Verteidigung des „Basiswissens“ gegen die Tendenz der Digitalisierung gehörte zu den in ihrer historischen Bedeutung wahrscheinlich noch kaum wahrgenommenen Seiten der Industriekonflikte in der britischen Rüstungsindustrie in den 1970er Jahren. Vgl. Peter Löw-Beer, Industrie und Glück. Der Alternativplan von Lucas Aerospace, Berlin 1981. Zur Definition und Entwicklung der Maschine als Algorithmus vgl. Arno Bammé u.a., Maschinen-Menschen. Mensch-Maschinen. Grundrisse einer sozialen Beziehung, Reinbek b. Hamburg 1983, insbes. 145 ff.

10 Ein anschauliches Beispiel aus allerjüngster Zeit liefert die stillgelegte Stahlhütte im saarländischen Völklingen, die in ein Museum hinübergerettet werden soll. Für den Landeskonservator stellt die Hütte als Architektur ein Äquivalent zur Wucht der gotischen Kathedralen dar und ist deshalb erhaltenswert. Die als Wachpersonal beschäftigten ehemaligen Stahlarbeiter bemängeln, daß „Denkmalschützer ... nicht zum Kern, zum Blut, zum Menschen, der hier geschwitzt hat, krank geworden, gestorben ist“, kommen. Der Besucher von außerhalb sieht seine „Lust an der Ruine, am Fragmentarischen“ befriedigt, die ihm „in einer Plastikwelt, die in Form eines Baumarktes ihre Unarchitektur bereits bis in die Gasturbinenhalle geschoben hat, ... die haptische Erfahrung mit noch handgedrehten Maschinenteilen oder mit Tausenden kleiner verrosteter Schrauben, die manchmal wie ein Teppich auf den Hallenböden liegen“, vielleicht zum letzten Mal genießen läßt. Genutzt werden die Hallen der Hütte schließlich von Kunststudenten als Bildhauerateliers. Die Authentizität des Stahlwerkes läßt sich freilich auch aus der Summe dieser unterschiedlichen Aneignungsweisen von Geschichte nicht konservieren. Vgl. Zeitmagazin, 22. Juni 1990, 50 ff.

11 Unter den zahlreichen Aktivitäten sind die beiden Landesausstellungen in der Steiermark über „Erz und Eisen“ (Eisener 1984) und „Glas“ (Bärnbach 1988, seitdem als Museum der

und Organisation wurde ein gemeinsamer Trend sichtbar, der diese zeitgenössischen Projekte aus der Tradition der technischen und berufskundlichen Museen löste. Sie alle nahmen die in der Geschichtswissenschaft bedeutsam gewordene Wende zur Sozialgeschichte auf und bemühten sich (mit unterschiedlichem Einsatz) um eine neue Dramaturgie, die nicht mehr auf die Selbsterklärung technischer Apparaturen vertraute, sondern durch die Integration von Elementen der Alltagswelt, sozialer Konflikte und sozialer Organisationsweisen die „Industriekultur“ als identitätsbildende Kraft vorstellen sollte. Wenn es eine gemeinsame „Philosophie“ dieser Museumsgründungen und Ausstellungen gab, dann jene der sozialen Partnerschaft: der Anteil der Arbeit und der sozialen Klassen an der Geschichte der menschlichen Zivilisation wurde gleichmäßiger verteilt, die Bedeutung der organisierten Interessen und der Verhandlungsstrategien unterstrichen, und noch jede Faser von Widersetzlichkeit in ein Konstrukt des gemeinsamen Fortschritts eingepaßt.¹² Eine positive Modernität bildete das unausgesprochene Paradigma, das den vorgeführten historischen Wandel trotz aller möglichen Ecken und Kanten bestimmte. Wie im Film hatten die Besucher die Bilder im Kopf selbst zu einer Geschichte zu montieren, die letztlich nur auf die Affirmation der Gegenwart hinauslaufen konnte. Die um die Zukunft der Arbeit geführten Debatten destruierten nun dieses, auch durch kritische Aufarbeitung nicht zu relativierende Geschichts-Bild. Die Thesen von André Gorz wie jene von Poire und Sabel oder von Moscovici besagen schließlich nichts anderes, als daß die bisherige Geschichte der Industrie und der industriellen Arbeit ein fataler Irrtum war. Bei Gorz insoweit, als der Sinn der Geschichte, nämlich

örtlichen Glasindustrie eingerichtet), die Elektrizitätsausstellung „Lichtjahre“ (Wien 1986), „Magie der Industrie“ (Niederösterreichische Landesausstellung, Pottenstein 1989) zu nennen. In Deutschland zählen das Westfälische Industriemuseum, das Museum Industriekultur in Nürnberg und das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim zu den großen, teils noch im Ausbau befindlichen Projekten. Einzurechnen wären weiters die zahlreichen Initiativen zur Unterstellung von Industrieanlagen unter die Denkmalschutzbestimmungen.

12 Vgl. die Geleitworte von Franz Josef Strauß zum Ausstellungskatalog „Leben und Arbeiten im Industriezeitalter“, Nürnberg 1985: „Bayern ist die brutale Zerstörung seiner Landschaft, die plötzliche Entwurzelung großer Bevölkerungsgruppen durch die Industrialisierung erspart geblieben. Unser dankbares Interesse gilt den Menschen, die Armut und Elend haben schrittweise überwinden helfen: Den Erfindern und Unternehmern ebenso wie der Arbeiterschaft, den maßvollen Politikern ebenso wie den Reformern im Bildungswesen, den Förderern des Sozialversicherungswesens ebenso wie denen, die für soziale und politische Gleichberechtigung eingetreten sind.“

das voll entfaltete Individuum, nur noch in bewußter Entgegensetzung zur industriellen Arbeit und deren Begrenzung auf eine vom gesellschaftlichen Leben abgeschottete Enklave zu retten ist. Bei Poire und Sabel und den „Postfordisten“, weil die Zukunft nur dort stattfindet, wo der Fortschritt der industriellen Arbeit das vorindustrielle Arbeitsvermögen noch nicht restlos vernichtet hat. Und bei Moscovici, da sich Geschichte in einer zwar aufsteigenden, aber ohne historischen Sinn verlaufenden Spirale der Selbstproduktion der Natur durch Arbeit auflöst.

II. Gegenüber diesem offenen Feld postindustrieller Theorien frieren Industriemuseen per Definition nicht nur Arbeitsprozeduren ein, sondern auch die Relationen zwischen diesen Prozeduren und den Bildern, die sich darüber als Mythos der Industrie erhoben haben. Wie jedes andere Museum lassen sich auch Industriemuseen aber nicht nur als Text, sondern auch als Medium betrachten, in dem wie in einem Spiegel die Selbstvergewisserung einer Gesellschaft inszeniert wird. So wird zumindest in Mitteleuropa noch das Soziale zum Bezugspunkt einer Gesellschaft im Übergang, und nicht das Technoide, wie es die nationalen Museums Großprojekte in den USA (aber auch in Frankreich und in Großbritannien) kennzeichnet. Besonders konsequent folgte die oberösterreichische Landesausstellung „Arbeit/Mensch/Maschine“ in Steyr 1987, die in der Folge als „Museum Industrielle Arbeitswelt“ institutionalisiert worden ist, diesem Gesichtspunkt.

Auf dem Areal einer aufgelassenen Messer-Fabrik, den „Hack-Werken“, im Ensemble des historischen „Wehrgrabens“ nahe dem Zusammenfluß von Enns und Steyr gelegen, verfügt das Museum über rund 2500 Quadratmeter Ausstellungsfläche. Die auf szenische Wirkung ausgerichtete Präsentation umfaßt Handwerksgeräte ebenso wie Transmissions- und Werkzeugmaschinen, Fotografien, Modelle und Artefakte, die Depots bergen einige tausend noch zu inventarisierende Realien und Dokumente sowie das Archiv der „Hack-Werke“. Monitore und Klanginstallationen sind in die einzelnen Ausstellungsbereiche integriert, die chronologisch vom späten 18. Jahrhundert in die 1980er Jahre führen. Regionale Bezüge treten durch die Dominanz der Metallverarbeitung hervor.

Durch die Konturen eines Stahl-Giganten betritt man zunächst das Mittelschiff des Gebäudes, das von drei fest installierten Antriebsmaschinen beherrscht wird. Links davon führt der Weg zunächst in eine Handwerkerstube.

Wohn- und Arbeitsutensilien des ständischen Handwerks werden durch die Goldfärbelung der Wände metaphorisch unterstützt, eine pyramidale Holzkonstruktion zeichnet die soziale Hierarchie der vormodernen Gesellschaft auf. Der nachfolgende Raum beherbergt eine originale Hammerschmiede mit Feuerstelle, Schwinghammer, Amboß und Werkzeugen, sowie die Schlafstelle eines Gesellen – Repräsentation der auch in der handwerklichen Phase vorhandenen Ausbeutungsverhältnisse. Passiert man einen weiteren, der Vor- und Frühindustrialisierung vorbehaltenen Raum, der in der Erstaufstellung ein Modell der Linzer Wollzeugmanufaktur mit einer Videodokumentation ihrer Sprengung in den 1960er Jahren enthielt und jetzt vor allem den temporären Ausstellungen zur Verfügung steht, so gelangt man ins Herzstück des Museums – in den Maschinensaal. Verschiedene Maschinentypen vom Webstuhl bis zur Drehbank sind an der Mittelachse des Saales seriell angeordnet und durch eine Transmission mit einem unsichtbar bleibenden Zentralaggregat verbunden. (Diese Transmission kann zu Demonstrationszwecken in Betrieb gesetzt werden.) An der Vorderfront ist als inszenatorischer Gegensatz und nur über eine eiserne Treppe erreichbar eine Fototapete appliziert: die Fabrikantenvilla, mit Einblicken in den bürgerlichen Alltag und romantischen Klavieretüden aus dem Off. Werkbänke, Arbeitsinstrumente, Fotografien, Faksimile von Gewerkschaftszeitungen, Videos mit historischen und zeitgenössischen Filmsequenzen aus der Arbeitswelt vervollständigen das Maschinenensemble und klären über Organisations-, Konflikt- und Arbeitssysteme um 1900 auf. An der rückwärtigen Achse bilden drei kleine Räume das proletarische Spiegelbild zum Haus des Unternehmers: die Küche eines Arbeiterhaushalts der Jahrhundertwende, eine nachgebaute „Frankfurter Küche“ der 1920er Jahre, und das durch sentimentale Dekors ironisierte Arbeiter-Wohnzimmer der 1930er Jahre.

Die Szenerien des Arbeiteralltags öffnen sich zur anderen Seite hin zur Installation eines Förderbandes, auf dem Modellautomobile eine Schleife ziehen. Tonkabinen mit Kommentaren und Interviews umrahmen das Fließband, Fotoreproduktionen, erläuternde Texte und Grafiken führen in den Prozeß der Taylorisierung ein. Unter einem riesigen, bombenstarrenden Flugzeugbauch durchquert man sodann die nationalsozialistische Ära der Zwangs- und KZ-Arbeit, um über eine Rolltreppe in die engere Zeitgeschichte im Obergeschoß zu gelangen. Eine Großreproduktion fotografischer Aufnahmen des Kraftwerksbaues in Kaprun – der Ikone des „Wiederaufbaus“ nach 1945 – flankiert die Schwelle zur Informationsgesellschaft, die sich als monitorenbewehrter, metal-

lischer Befehlsbunker auf einer Plattform über dem Mittelschiff erhebt. Überwachungskameras speisen Bilder aus den bereits durchschrittenen Räumen ein. Stahlverstreben an den im Ursprungszustand belassenen Wänden, Stahlplatten am Boden und durchdringendes Neonlicht geben die Raumstimmung im abschließenden, der industriellen (oder schon postindustriellen) Gegenwart gewidmeten Saal ab – in einem Punk- und Disko-Ambiente reihen sich Textverarbeitungsgeräte, aktivierbare Industrieroboter und Videos aneinander.

Die Ausstellungsarchitektur ist zu weiten Teilen eine mobile Konstruktion, die eine permanente Umgestaltung des Museums und die Durchführung jährlicher Sonderausstellungen in deren Ambiente gestattet. Ein gut ausgebauter museumspädagogischer Dienst, wissenschaftliche Veranstaltungen und eine eigene Museumszeitung fördern die Organisation des Museums Industrielle Arbeitswelt als „work in progress“. Als stringenter Typus von Arbeits- und Industriemuseum eignet es sich in besonderem Maß für eine Reflexion darüber, wieweit mit den Mitteln der materiellen Kultur die zuvor umrissenen Transformationen der „Arbeitsgesellschaft“ diagnostiziert werden können.

Die Erwartungen gegenüber Museen und Ausstellungen haben deren vielfältige Kompromisse zu berücksichtigen.¹³ Solche Kompromisse beginnen mit dem verfügbaren Raum, der nach Größe und architektonischer Struktur Vorentscheidungen verlangt, die das Gesamtkonzept beeinflussen. Die Erzählrhythmen ändern sich, wenn beispielsweise die Ausmaße der Räume komplexere Ensembles von Objekten oder diachronische Gegenüberstellungen unmöglich machen. Raumhöhe, natürliche Lichtverhältnisse und Grundriß entscheiden bei der Positionierung der einzelnen Elemente mit und prägen die narrative Struktur mitunter entgegen den konzeptionellen Überlegungen. Die logische Struktur eines Museumskonzeptes wird weiters von den Museumsobjekten modifiziert, deren Kombinationsfähigkeit bereits auf der Ebene ihrer reziproken Größenverhältnisse, ihres konservatorischen Zustands, aber auch ihrer Zeichenhaftigkeit festgelegt ist. (Sofern, und das ist die drückendere Schwierigkeit, überhaupt eine Auswahlmöglichkeit unter signifikanten Objekten getroffen werden kann und

13 Vgl. Yves Michaud, *Voir et ne pas savoir*, in: *Les Cahiers du musée national d'art moderne* 29, Herbst 1989 (En revenant de l'expo); zum Ereignis- und Spektakelcharakter, der die pädagogische Zielsetzung der Museen verdrängt, vgl. Peter Gorsen in: Christian Reder, *Wiener Museumsgespräche. Über den Umgang mit Kunst und Museen*, Wien 1988. Einer der von Michaud genannten Kompromisse, der allerdings in der Folge nicht untersucht wird, weil er in der Regel diskret bleibt, ist jener mit dem Auftraggeber.

nicht die Struktur des Fundus vorab Festlegungen trifft.) Kompromisse sind auch zu schließen mit dem fiktiven „idealen“ Museumsbesucher, wobei anders noch als in den Jahren der ersten Museumsgründungen im 19. Jahrhundert nicht der Dialog zwischen dem Museologen und dem investigativen Kenner die Auswahl und die Präsentation beherrscht, sondern der Wahrnehmungsstandard in einer Umwelt virtueller und rasch zirkulierender Bilder. Die Imponderabilien und die Wägbarkeiten, die einem Museums- und Ausstellungskonzept vorangehen, erschöpfen sich noch nicht in diesen Aspekten, wenngleich sie die gewichtigsten zu sein scheinen. Sie zu berücksichtigen bedeutet auch nicht, Konzept und Präsentation eines Museums von vornherein zu exkulpieren. Vor allem deshalb nicht, weil jedes Museum und jede Ausstellung eine „Meta-Erzählung“ in sich birgt, die in der Verantwortlichkeit der Gestalter liegt.

Die syntagmatische Struktur eines Museums oder einer Ausstellung ist der ingenöseste und zugleich am wenigsten beachtete Part. Sie erst gibt den präsentierten Objekten ihre Sprache. Die Ordnungssysteme sind potentiell unendlich und, was sich dem Besucher durch die persuasive Rhetorik entzieht, konventional. Technische Museen der herkömmlichen Art bemühen die Ordnungssysteme der Wirtschaftsadministration: Bergbau, Eisen und Stahl, Eisenbahn, Glas, Nachrichtentechnik und so fort. Jüngere Industriemuseen strukturieren ihre Sammlungen um die Chronologie regionaler Betriebe als technisch-sozialen Mikrokosmos. Gewerbemuseen ordnen ihre Bestände nach den Materialien und Gebrauchszwecken der Produkte. Im diskontinuierlichen Ausstellungsbetrieb zeigen sich die Möglichkeiten der Systematisierung und Regruppierung noch deutlicher: nach Zeitpunkten, Material, Autoren/Künstlern/Herstellern, nach Techniken, Formaten, Stilen, Schulen, Orten, Phantasmen ... Im engeren Feld von Technik und Industrie aktualisiert heute die Informatik die damit verbundene Aporie: Materiell läßt sich der Rechner den Kunststoffen oder der Elektronik zuordnen, als universelle Prozeßsprache ist er indes zur gleichen Zeit in fast allen anderen traditionellen Sparten integriert.

Im Museum Industrielle Arbeitswelt Steyr wurde der Versuch unternommen, (mindestens) drei Konstruktionen industrieller Realität zu verknüpfen. In einer historisch-linearen Wegführung setzt sich zunächst das Bild von der Sukzession der Arbeitsorte durch: Handwerkerstube, Schmiedewerkstatt und Manufaktur als soziale Architekturen der Proto- und Frühindustrialisierung, Maschinenraum und Fließband als Institution des Fabriksystems, moderner Büroraum als Territorium der informatisierten Produktion. Diese institutio-

nelle Logik wird durch die im Mittelschiff des dreiteiligen Museumsobjekts installierten Aggregate – Wasserrad, Dampfmaschine, Elektrizitätsmaschine – konkurrenziert, die die Energieträger zum Fundament des Industrialisierungsprozesses erheben. Die dritte Erzählstruktur bilden die Transformationen des Alltagslebens durch die Industrialisierung, die in Ensembles von Arbeiterküchen komprimiert sind. Die Präsentation durch Werkzeug- und Maschinenensembles, durch Collagierung von Realien und durch Inszenierungen wertet diese syntagmatischen Strukturen zu den teils koinzidierenden, mitunter aber auch einander widersprechenden Metaerzählungen des Museums auf – die Geschichte der Industrie ist material, kontinuierlich, extensiv und ökonomisch, die industrielle Arbeit (die notwendigerweise unsichtbar bleibt) wird als Verlängerung von Werkzeugen und Maschinenparks imaginiert. Dieser denotativ festzustellenden Tendenz wirken, in ihrem Erscheinungsbild wesentlich schwächer, Reproduktionen und Fotografien entgegen, die den materiellen Industrialisierungsprozeß um die sozialgeschichtlichen Aspekte der modernen Arbeiterbewegung ergänzen und damit die Akzente verlagern. Allerdings höchst diskontinuierlich, da mit der Fokussierung der Arbeiterbewegung auf die Organisationsbildung und die Entdeckung der modernen Konfliktformen um die Jahrhundertwende der Diskurs endet. Die Geschichte der Arbeiterbewegung bleibt mit den Dokumenten zu gewerkschaftlichen und politischen Aktivitäten soziales Akzidens des Industrialisierungsprozesses. Das optisch nachhaltig präsente Phänomen der „Arbeiterkultur“ wird nicht mit dem imaginierten „Produktionsbewußtsein“, sondern mit den Vorleistungen von Arbeitszeitverkürzung und Reallohnsteigerung in Zusammenhang gebracht. So verfehlt man die heute zentrale Problematisierung der ethischen Implikationen, die die Formbestimmung der Arbeit im Sukzessionsmodell Handwerker–Facharbeiter–Massenarbeiter–Prozeßarbeiter aufwirft. Das Bild einer virtuellen (politischen) Arbeiterkultur konstituiert wiederum die Metaerzählung von der emanzipatorischen Funktion der Industrie, derzufolge mit der industriellen Beherrschung der Natur auch ein souveränes Subjekt – das Proletariat – ins Leben tritt. In dieses Wechselspiel von materiellem Produktionsprozeß und Entwicklung des „kollektiven Subjekts“ Proletariat brechen allerdings Szenarien ein, die den fragmentarischen Stil der Erzählung erst als Mangel in Erscheinung treten lassen. Ein ohne Korrespondenz und räumlich isoliert plaziertes Modell eines Elektrizitätswerkes im Bereich der Fließbandproduktion lenkt die Aufmerksamkeit dahin, daß die Abfolge von Aggregaten, die andernorts als symbolische Ordnung des Indu-

strialisierungsprozesses präsentiert worden ist, vielleicht nur für den Übergang vom Wasserrad zur Dampfmaschine, von den naturalen zu den industriellen Ressourcen gilt. Ein Gedächtnisraum für die Opfer der nationalsozialistischen Zwangs- und Lagerarbeit fordert zur Reflexion über die totalitäre Tendenz des Industriesystems heraus, ohne daß vorhergehende oder nachfolgende Sinneinheiten angeboten würden. Die Möblierung des „modernen Büros“ als halb-intimen Ort nach einem Stereotyp der „Chefssekretärin“ läßt die Assoziation der Umgestaltung der Arbeit zu einem Prozeß nach Algorithmen nicht aufkommen.

Das Museum Industrielle Arbeitswelt Steyr ist dem Anspruch verpflichtet, die industrielle Arbeitswelt als „vernetztes System öffentlicher und privater, ökonomischer und sozialer, politischer und rechtlicher, physischer und psychischer Beziehungen, die einen in sich geschlossenen Komplex bilden“, zu zeigen.¹⁴ Die Identitätskrisen der Industriegesellschaft und der modernen Arbeiterbewegung fordern jedoch dazu heraus, den Entwurf der Arbeitswelt als Lebenswelt¹⁵ bloß als transitorisches Stadium, als Utopie, zwischen der handwerklichen und der Fließbandproduktion zu betrachten. Mit der Überwindung der Gebrauchswertorientierung in der Massenproduktion geht die determinierende, funktionale Rolle der Arbeit in diesem „Netzwerk“ auf Kommunikationssysteme über: „Wir wissen heute, daß die Einheit des Gesamtprozesses des Kapitals auf der Ebene der Reproduktion gebildet wird: Mode, Medien, Werbung, Informations- und Kommunikationsnetze – auf der Ebene also, die Marx achtlos als ‚faux frais‘ des Kapitals bezeichnete ...“¹⁶ Die Arbeit verliert ihre Referenz in der konkreten Tätigkeit oder in einem konkreten Produkt und tritt als abstrakte Verausgabung von Zeit und als Produzent eines leeren Produktes auf, das erst im Zirkulationsprozeß mit Bedeutungen versehen wird.¹⁷

14 Arbeit/Mensch/Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft. Katalog, Linz 1987, 22; letztlich unterliegt man damit der Fiktion, daß Museen und Ausstellungen sprachliche Konstruktionen visualisieren könnten. Dagegen läßt sich argumentieren, daß man nur sieht, was man weiß, daß beispielsweise das Betrachten eines Computerbildes keinen Erkenntnisakt über dessen technische Prozedur ermöglicht. Vgl. Michaud, Voir, wie Anm. 13, 26.

15 Daß es sich bloß um einen gedanklichen Entwurf handelt, wurde durch die Einbeziehung der Geschlechterfrage in die Arbeitergeschichte deutlich. Die Beziehung von Mann und Frau in der Arbeiterschaft läßt sich nicht in den oben genannten logischen Kategorien der Produktion fassen.

16 Jean Baudrillard, Der symbolische Austausch und der Tod, München 1982, 88.

17 Die Museen zur Arbeitswelt, die von den analogen Prozessen und deren systematischer

III. Die Schwierigkeiten einer angemessenen Präsentation der gegenwärtigen technologischen und sozialen Transformationen, die nicht nur „Objekt“, sondern in die Gesamtkultur der Gesellschaft eingedrungen sind und die tradierten Wahrnehmungsformen überlagern, erfordern einen Vergleich mit anderen Museumstypen, um Beurteilungskriterien für ein Museum wie jenes in Steyr zu finden. Drei hauptsächliche Varianten zeichnen sich dabei ab: Simulation, Dissimulation und Versprachlichung. Der Simulation bedienen sich die um sich greifenden „history parks“, in denen durch die Kostümierung segmentierter Arbeits- und Lebenstätigkeiten eine Pseudo-Authentizität hergestellt wird. Der Dissimulation bedienen sich Technikmuseen wie La Villette in Paris, die durch interaktive Spiele soziale, stoffliche und technologische Prozesse hinter der Befolgung einfacher Bedienungsregeln im Superobjekt Videoscreen verschwinden lassen. Der Versprachlichung bedienen sich meist bereits länger etablierte Museen durch den forcierten Einsatz von Museumspädagogen und Museumsführern und den Ausbau von Texteinheiten in den Sammlungen selbst.

In allen drei Typen klingt das Ende des traditionellen Museums an, das als Panoptikum des 19. Jahrhunderts von der univalenten Semantik der Dingwelt ausgegangen ist. Eine solche Eindeutigkeit wird – oder wurde bis vor kurzem – auch der industriellen Arbeit zugeschrieben. In der Tradition der Anthropologie des 19. Jahrhunderts, die den Werkzeuggebrauch als Geburtsstunde des Menschen betrachtete, ließ sich die Geschichte der Menschheit als Kampf gegen den Mangel begreifen und als Produktion für fixe Bedürfnisse.¹⁸ Soziale Institutionen, Machtverhältnisse und Herrschaftsformen korrespondierten mit dieser quasi-natürlichen Grundlage der menschlichen Gesellschaft, die die ungeheure Produktivität der industriellen Maschinerie gemeinsam mit dem ökonomischen Mangel endlich aufzuheben versprach. Gegen dieses Modell einer funktionellen Bestimmung von Gesellschaft (als Produktionsgemeinschaft) hat sich stets praktischer und theoretischer Widerspruch erhoben, ob man an die Maschinenstürmer Ned Ludd's denkt, an Fouriers gesellschaftliches Band der Leidenschaften, oder an Marcel Mauss' Beschreibung des Potlatsch in den sogenannten „Kalten Kulturen“. Die Ethnologie deckte schließlich am Beispiel

Transformation in maschinelle Prothesen ausgehen, enden denn auch meist mit dem Fließband der 20er Jahre. Die letzten 50 Jahre Geschichte der Arbeit präsentieren sich in der Folge als industrial design oder als schon unverzichtbar gewordener „moderner Warenkorb“.

18 Vgl. den Beitrag von Herbert W. Franke, Technische Welt – wohin?, in: Leben und Arbeiten im Industriezeitalter, wie Anm. 12, 660 ff.

der geschlechtlichen Arbeitsteilung die Verwobenheit der Arbeit mit Kosmogonien, mit kompletten Weltbildern auf, die nicht als bloße „Ideologien“, geboren aus dem Mangel, zu interpretieren sind, sondern als komplexe Strategien der Reproduktion von Herrschaft und Gesellschaft, in denen die Arbeit nur eine unter vielen Strukturen bildet.¹⁹

André Gorz erinnert gegenüber der traditionellen Anthropologie überdies daran, daß Arbeit als Erwerbsarbeit, als vergütete und öffentlich nachgefragte Arbeit, eine soziale Erfindung des 19. Jahrhunderts ist – eine vom Werk abgetrennte, quantifizierbare und aus einem moralischen System herausgelöste Tätigkeit.²⁰ Die ökonomisch-technologische Rationalität, die dadurch möglich wird, erzwingt die Auflösung aller Lebensäußerungen in objektivierbare, meßbare, auf Zwecke gerichtete Handlungen, und die permanente Neuschöpfung von monetarisierbaren Bedürfnissen. Unter dem Begriff der „postmateriellen Werte“ beobachten nun Soziologen schon seit einiger Zeit jene Gegendrends der Aufwertung nicht-funktionaler, anti-ökonomischer, von der Suche nach autonomen Lebensstilen geprägter sozialer Ethiken, die die Polarität und Rivalität von Arbeits- und Lebenswelt revitalisieren. Mit diesen Trends und den sie begleitenden Theorien gerät auch eine Sozial- und Industriegeschichte ins Wanken, die von der materiellen Produktion als Produzenten der Geschichte ausgeht und die komplementären gesellschaftlichen Erfindungen, die imaginativen Fähigkeiten²¹, unberücksichtigt läßt. Die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten wirken sich bei Industriemuseen durch die technischen Vorgaben noch stärker aus. Abseits von Simulations- und Dissimulationsstrategien hemmt die fixe Struktur der Museen traditionellen Typs neue Aneignungsweisen durch die Museumsbesucher. Insofern birgt das Museum Industrielle Arbeitswelt Steyr einen noch zu wenig genutzten Vorteil. Die konzeptionelle Vorüberlegung, der Museumsarchitektur ein ständig modifizierbares Wechselspiel von stationären Assemblierungen und variablem Kontext zugrunde zu legen, führt dieses Mu-

19 Vgl. Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main 1987.

20 Vgl. die leider nie über den Zeitraum seiner eigenen Studien weiterverfolgten Thesen über die „moralische Ökonomie“ der unteren Volksklassen bei Edward P. Thompson, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980.

21 Vgl. Cornelius Castoriadis, Gesellschaft als imaginäre Institution, Frankfurt am Main 1984.

seum an den Status eines mehrdimensionalen Archivs der industriellen Archäologie heran. In ihm könnten die virulent gewordenen industriellen Erfindungen von Wirklichkeiten gegen die technologische Eindimensionalität gestellt werden: Erfindungen der Zeit, der sozialen Riten, der Räume, der Sprache, der Geschlechter.



Peter Turrini © Heidi Heide

Literatur & Politik

Buchhandlung PICHLER bei der Börse, 1010 Wien, Wipplingerstraße 37, Tel. 533 35 27